

Dr. Dr. Joachim Kahl (Marburg)

Ein König zieht Bilanz

Erworbener und erfahrener Reichtum Philosophische Meditation zu einem Goethe-Gedicht

Der König in Thule

Spätere Fassung

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer,
Die Augen täten ihm sinken –
Trank nie einen Tropfen mehr.

Johann Wolfgang Goethe

Goethes Gedicht „Der König in Thule“, 1774 als Werk eines 25-jährigen entstanden, erzählt von Liebe und Treue, von Liebe und Tod. Die besondere Wertschätzung, die er dieser Ballade beilegte, zeigt sich darin, dass er sie später in sein dichterisches Hauptwerk, den „Faust“ einfügte. Dort singt Gretchen schwermütig – sehnsuchtsvoll dieses Lied, kurz bevor ihr der skrupellose Verführer Faust begegnet.

Vergegenwärtigen wir uns kurz den Inhalt dieser Ballade großer Gebärden und großer Gefühle. Die Ballade erzählt vom Tod zweier Liebenden. Zuerst stirbt die Frau, auf dem Sterbelager gibt sie ihrem Geliebten, dem König in Thule, einen goldenen Becher als Liebespfand, als Andenken.

Offen bleibt, wie lange der König seine „Buhle“ überlebt, wobei Buhle im archaisierenden Balladenton nicht abfällig gemeint ist. Jedenfalls bleibt er ihr bis zu seinem eigenen Tode treu. Bei jedem Festschmaus, sicher nicht bei jeder Mahlzeit, trinkt er aus ihrem Becher und erinnert sich – unter Tränen – seiner verstorbenen Geliebten.

Als er seine eigene Todesstunde herannahen spürt, ruft er seinen Hofstaat, die Ritter, zusammen. Das Königsmahl wird zum Abschiedsmahl, bei dem er seinem Erben den erworbenen und vermehrten Reichtum, die Städte im Reich, überträgt.

Den goldenen Becher gliedert er aus der Erbmasse aus. Während der Tafelrunde steht plötzlich der greise König auf, tritt ans Fenster, trinkt ein letztes Mal – für alle sichtbar – aus dem Becher und wirft ihn dann, mit großer Gebärde, hinunter ins Meer.

Er schaut dem Becher nach und verfolgt, mit Tränen in den Augen, wie er in der Tiefe versinkt. Darauf stirbt der König.

In der stark verdichteten Handlungsfolge wird kein Wort gesprochen. Es gibt keinen Monolog, es gibt keinen Dialog. Alle inneren Entwicklungen – Gefühle, Gedanken – sind in kraftvolle äußere Vorgänge umgesetzt. Anfang und Ende sind aufeinander durch den Becher bezogen. *Sterbend* gibt sie den Becher, *sterbend* wirft er den Becher in die Flut.

Der Becher geht nicht in die Erbmasse ein, weil er den höchstpersönlichen, privaten, intimen, spirituellen Reichtum des Königs verkörpert: seine erotische Erfahrung, die mit ihm verwachsen ist und mit ihm untergeht.

Der Becher verkörpert die Liebeserfahrung des Königs, die wesensgemäß nicht *vererbbar*, weil nicht *erwerbbar* ist. Sie ist unveräußerlich, unübertragbar – anders als der materielle, gegenständliche Reichtum des Königs, die Städte im Reich. Sie sind erwerbbar und zählbar, wie die Waren, die dort hergestellt und gehandelt werden.

Liebe und Treue dagegen sind unverfügbare Geschenke des Lebens. Darauf verweist die Bezeichnung des Bechers als eines „heiligen“ Bechers. Er ist dem Kö-

nig „heilig“, weil aus ihm „Lebensglut“ getrunken, die beglückende Positivität des Seins erfahren wird. Eine Anspielung auf den heiligen Gralsbecher der mittelalterlichen Sage mit einer mystizistischen Blutopfer- und Erlösungsidee ist bei Goethe nicht zu vermuten.

Im Vergleich zum Gefäß der Liebe erscheint alles andere als „profan“. In der Lebensbilanz des Königs von Thule stehen nicht die hinzugekommenen Städte an oberster Stelle, sondern die Erfahrung der Liebe. Ihr gebührt der Vorrang vor allen gegenständlichen Errungenschaften, die er freilich nicht missen möchte. Sie werden nicht im geringsten als Tand *scheel* angesehen.

Weshalb wirft der König unmittelbar vor seinem Tode den goldenen Becher ins Meer? Hätte er ihn nicht ebenso gut in der Hand behalten und im Sterben an die Brust drücken können? Hätte er ihn nicht testamentarisch zur Grabbeigabe bestimmen können?

Goethe inszeniert den Wurf als dramatischen Höhepunkt des Geschehens. Der Sinn der theatralischen Geste ist der bewusste Abschied des Königs von seiner Geliebten, von seinem Leben, von der Welt. Er glaubt nicht an die Illusion, dass der Tod die Liebenden wiedervereine. Er bejaht seinen Tod als unwiderruflichen Abschied von allem. Seine Augen sinken, wie der Becher sinkt. Ein Sterblicher beendet seinen Weg. Ein König erstattet den Elementen sein Leben zurück. Unwiederbringlich versinkt der Becher im Meer. Die Geschichte einer Liebe findet ihr endgültiges Ende.

In der Figur des Königs von Thule hat Goethe ein Modell respektabler Männlichkeit und nobler Lebensart gestaltet, das auch heute bedenkenswert ist. Ich nenne die fünf Eigentümlichkeiten des Königs:

1. Er liebt seine Partnerin und hält ihr die Treue über ihren Tod hinaus. Er ist beziehungsfähig, ja bindungsfähig.
2. Er unterdrückt seine Gefühle nicht, sondern zeigt sie, ja, er vergießt – vor anderen – Tränen der Trauer.
3. Gleichwohl genießt er das Leben und ist sinnlichen Genüssen zugetan. Als „alter Zecher“ trinkt er – in geselliger Runde – „Lebensglut“, ohne darüber zum Säufer zu verkommen.
4. In seinem Amt als Herrscher arbeitet er erfolgreich. Er fördert Handel und Wandel, indem er die Städte im Reich mehrt.
5. Seiner Sterblichkeit bewusst, kann er loslassen und von allem Abschied nehmen.

Goethes Ballade erzählt nicht von *unvergänglicher* Liebe und *ewiger* Treue, sondern von Liebe und Treue in den Grenzen menschlicher Sterblichkeit. Dabei spielt das Bewahren eines geliebten Menschen in der Erinnerung eine wesentliche Rolle. Die Tafelrunden des Königs sind ritualisierte Erinnerungsfeiern für seine Geliebte, keine Trauerfeiern.

Goethe hebt die Bedeutsamkeit des Geschehens hervor, indem er es nach Ort und Zeit mit verklärendem Glanz ausstattet und einen leicht archaisierenden Stil wählt, der an das Deutsch der Luther-Bibel angelehnt ist.

Alles ereignet sich

- an einem mythischen Ort, auf der sagenumwobenen Insel Thule, irgendwo im hohen Norden,
- in ferner Vergangenheit, an die der Anfang im Märchenton erinnert: „Es war ein König ...“,
- auf einem mittelalterlich-gotisch anmutenden Königsschloss, worauf der „hohe Vätersaal“ hindeutet.

Dadurch wird die Botschaft der Ballade der alltäglichen Wirklichkeit entrückt und in den Rang allgemeinemenschlicher Gültigkeit erhoben. Goethe erzählt die Geschichte einer *großen* Liebe und einer *ungewöhnlichen* Form der Treue. Er macht deutlich: Die Liebe ist das Höchste, aber nicht das Einzige im Leben des Königs von Thule. Den materiellen Reichtum stuft er nicht zum Tand herab, er ist ihm aber auch nicht verfallen.

Eine anrührende Ballade, die in der Vertonung Robert Schumanns noch eine emotionale Dimension dazu gewinnt.